

Julia Riediger

Zeremonielle als historisches Untersuchungsfeld

Bericht über die wissenschaftliche Konferenz: Das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich 1871–1918, Bochum, 16.–18. Februar 2006

Vom 16. bis zum 18. Februar 2006 organisierte das Institut für soziale Bewegungen gemeinsam mit der Otto von Bismarck-Stiftung (Friedrichsruh) eine wissenschaftliche Tagung über das politische Zeremoniell im Deutschen Kaiserreich im Zeitraum von 1871 bis 1918. Für weitere finanzielle Unterstützung konnte die Fritz Thyssen-Stiftung (Köln) gewonnen werden. Die Tagung untersuchte die politische Welt des Deutschen Kaiserreiches unter dem Stichwort der „Performanz“. Diese wird als Inszenierung des allgemein menschlichen, hier aber speziell politischen Handelns verstanden. Es sollte also untersucht werden wie die äußeren Darstellungsweisen politischen Handelns den Inhalt desselben bestimmen.

Das Konzept der Performanz ist aus der Sprechakttheorie übernommen. Diese besagt – verkürzt gesagt – „dass Bedeutung im Augenblick des Äußerns, Aufführens oder Sich-Verhaltens selbst hervorgebracht, also stets neu *in actu*, im Zusammenspiel aller Beteiligten generiert wurde.“¹ Der – nicht unmittelbar beteiligte – Historiker muss nun versuchen, die dabei entstehende Interaktion der Akteure nachvollziehbar zu machen. Von der Betrachtung und Analyse der sich verändernden Konstellationen und Beeinflussungsverhältnisse kann nun ein besseres Verständnis der Zeitläufte erhofft werden.

Im Kaiserreich gewann das politische Zeremoniell in dreierlei Hinsicht an neuer Bedeutung. Zum einen hatte sich der Kreis der an politischen Entscheidungsprozessen Partizipierenden mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts rapide vergrößert – so musste auch die Darstellung von politischer Macht einem größeren Publikum angepasst sein. Zum anderen vergrößerte sich auch der Kreis der Akteure: Neben Kirche und Hof rückten neue gesellschaftliche Gruppen in das Licht der Öffentlichkeit. Drittens veränderte sich auch das Spektrum der Massenmedien: Besonders die Generalanzeigerpresse und illustrierte Zeitschriften gewannen ein großes Publikum. Auf diese Entwicklungen hatten sich auch die verschiedenen Formen politischer Darstellungen einzurichten.

1 Jürgen Martschukat/Steffen Patzold: Geschichtswissenschaft und „performative turn“: Eine Einführung in Fragestellungen, Konzepte und Literatur, in: Dies. (Hg.): Geschichtswissenschaft und „performative turn“: Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit, Köln et al. 2003, S. 27.

Imperiales Zeremoniell im Wandel

Nach einer kurzen Einführung von Klaus Tenfelde (ISB/Bochum) beschäftigte sich die erste Sektion zunächst unter Leitung von Eberhard Kolb (Bad Kreuznach) mit der Frage nach imperialen Zeremoniellen, insbesondere die Figur des Kaisers wurde in den Blick genommen.

Martin Kohlrausch (Berlin) hielt einen einführenden Vortrag zum höfischen Zeremoniell der Hohenzollern. Zunächst stellte er verschiedene Anlässe höfischen Zeremoniells vor, so etwa die Defiliercours, Konzerte und Ordensfeste. Kohlrausch vertrat die These weitgehender Kontinuität der zeremonialen Formen von Wilhelm I. bis zu Wilhelm II. Die oft behauptete Innovationsleistung des letzteren habe sich nur in der Streuung, Ausweitung oder aber in Detailveränderungen vorhandener Elemente gezeigt. Eine qualitative Veränderung des Hofzeremoniells konnte er nicht erkennen.

Frank Bösch (Bochum) dagegen betonte in seinem Vortrag zur Begehung von Kaisergeburtstagen durchaus qualitative Veränderungen des höfischen Zeremoniells. Gerade die stärkere kirchliche Einbindung unter Wilhelm II. sieht er als symptomatisch an. Bösch schilderte den Ablauf der Geburtstagsfeierlichkeiten unter den jeweiligen Kaisern detailliert und sah die Vergrößerung der Festgesellschaften ambivalent: Zum einen integrierten sie größere gesellschaftliche Gruppen, etwa auch bürgerliche, andererseits aber wurden unter den Beteiligten Hierarchien gestärkt.

Die sich anschließende Diskussion verlief sehr disparat. Wolfram Pyta (Stuttgart) wies darauf hin, dass die Ebenen der Performanz und ihrer Symbolizität sorgfältig getrennt werden sollten, um eine Analyse der Wechselwirkung zu ermöglichen. Inhaltlich erschien ihm die stärkere Verknüpfung der Person des Kaisers mit dem Wesen des Staates durch solche Zeremonielle entscheidend.

Kohlrausch wandte in seiner Erwiderung den Blick erneut auf die Frage nach Brüchen und Kontinuitäten innerhalb der betrachteten Phase. Auch Wilhelm II. habe das Zeremoniell nicht verlassen, sondern nur verwandeln können. Die Perspektive habe sich immer weiter auf den Nationalgedanken, weg von der Monarchie und Dynastie bewegt. Als Beispiel für die veränderte Politik Wilhelm II. führte er an, dass sich dessen Innovationen im Umgang mit Eliten abseits des Hofzeremoniells abgespielt hätten, etwa durch die Auswahl seiner Begleitung bei Korfu- oder Nordmeerreisen.

Frank Bösch sah in der Diskussion seines Vortrags die wachsende Bedeutung nationaler Symbole im Wechselspiel von Hof und außerhalb. Besonders bemerkenswert erschien ihm die Verknüpfung von Kaiser und Nation, wenn etwa den Botschaftern ein größerer Platz in den Zeremoniellen anlässlich des Kaisergeburtstags eingeräumt wurde.

Um die Eigentümlichkeit Wilhelm II. in seiner Zeit und für Preußen herausstreichen zu können, wies Kolb auf die Bedeutung vergleichender Forschung hin. Biefang suchte bereits an dieser frühen Stelle innerhalb der Tagung die starke Innenwirkung des Zeremoniells als preußisches Spezifikum festzustellen. Die externe Legitimation habe eher geringere Bedeutung.

Kohlrausch stellte fest, dass die Selbsteinschätzung der Hohenzollern in internationaler Perspektive von großem Selbstbewusstsein („nirgends ist [es] so schön wie in Berlin“) bis zu

etwas neidisch vergleichenden Blicken in das europäische Ausland („it won't be like Windsor“) gereicht habe. Die Zeremonielle seien stark vom Bedürfnis verschiedener Gruppen nach Binnenrepräsentation geprägt gewesen. Bösch ergänzte, dass der höfische Pomp in Deutschland wie im Ausland Aufmerksamkeit und – in Deutschland – Identifizierung erreicht habe. Auf Dauer sei die Wirkung allerdings erstarrt. Dem Desinteresse der Öffentlichkeit habe der Hof entgegen zu wirken versucht, indem er unterschiedlichste zusätzliche Ereignisse (Taufen, Verlobungsbekanntmachungen) auf den Kaisergeburtstag legte.

Es folgte der Vortrag von Michael Epkenhans (Friedrichsruh) zur Intention des Zeremoniells anlässlich von Stapelläufen. Die Gelegenheit, angesichts der beeindruckenden Schiffe deutsche Waffentechnik und die kaiserliche Verbundenheit mit der Marine zu demonstrieren, war hervorragend geeignet, neue Traditionen zu bilden. In diesem Zusammenhang war die Vergabe bestimmter Schiffsnamen wichtig.

Catherine Lerman (London) beleuchtete die Hofjagden in ihrer Funktion als Zeremoniell. Besonders bemerkenswert schien die Vermischung des traditionell adeligen Jagdsports mit eher bürgerlichem Rückzug ins Private. In der Diskussion schränkte Lerman aber ein, dass die Freude der Monarchen und ihrer Söhne an der höfischen Veranstaltung z. T. nur eingeschränkt war. Von einem „Hobby“ im modernen Sinne konnte also nicht die Rede sein.

In der folgenden Diskussion wurden Schiffstauen und Hofjagden mehrfach kontrastiert. So erläuterte etwa Klaus Tenfelde die Entwicklung der Jagd von einem feudalen Exklusivrecht zu einem exklusiven Freizeitvergnügen gehobenen Bürgertums. Umgekehrt seien die Stapelläufe ein grundlegend neues Zeremoniell. Pyta verglich den in den Schiffseinweihungen aufleuchtenden imperialistischen Anspruch mit der symbolischen Begrenztheit der Jagd.

Stambolis erinnerte an den Spielcharakter der Jagd, auch Parallelen zwischen Jagd und Krieg müssten stärker verdeutlicht werden. Insgesamt variiere der Symbolgehalt des Zeremoniells, etwa wenn man Safaris als Ausdruck imperialistischer Siegerpose betrachtet.

Marßolek wies auf die Bedeutung der Flotte als Symbol für die Moderne hin und sieht in den Stapelläufen ein neues Zeremoniell für einen alten Vorgang.

Epkenhans erläuterte, dass die Stapelläufe imperiale Macht repräsentieren aber auch die finanziellen Aufwendungen legitimieren sollten. Die deutsche Schiffbaukunst sollte – gegen Großbritannien gerichtet – als Zeichen deutscher Modernität herausgestellt werden: Es galt als erklärtes Ziel, dem Welt führenden Schiffsbauer ein Drittel der Produktion abspenstig zu machen. Dies führte zu Spannungen im diplomatischen Verhältnis zu Großbritannien. So waren die Stapelläufe eine Gratwanderung zwischen innenpolitischer Repräsentation und außenpolitischer Machtbezeugung.

Am folgenden Vormittag wurde die Sektion zunächst unter Leitung von Michael Epkenhans fortgeführt. Den ersten Vortrag des Tages hielt Claudia Lepp (München) über den Kaiser als *summus episcopus*. Lepp zeigte am Beispiel von Herrschererhebungen und Kircheneinweihungen, dass sich das Zeremoniell der Hohenzollern mit der Auffassung der Kaiser zu ihrem Amt als höchstem Würdenträger des deutschen Protestantismus veränderte. Dabei machte die Referentin die permanente Spannung zum Katholizismus deutlich. Während Wilhelm I. seine Aufgabe im Schutz des Bestehenden sah und seine Aufgabe daher auf

traditionell schlichte Art und Weise erfüllte, modifizierte Wilhelm II. die Traditionen, um das Selbstbewusstsein der Evangelischen Kirche zu stärken. Durch die Integration militärischer und höfischer Elemente wurde die eher bescheidene protestantische Liturgie ausgebaut; umgekehrt fügte Wilhelm II. aber auch verstärkt kirchliche Versatzstücke in das höfische Zeremoniell ein.

Pyta sah in der religiösen den Verlust der nationalen Repräsentation. Gerade die Orientreisen des Kaisers müssten als Repräsentation des Anspruchs, protestantisches Zentrum der Welt zu sein, bewertet werden. Lepp sah die politische Seite der kirchlichen Zeremonien gerade durch Choräle getragen. Diese Lieder wirkten in höchstem Maße verbindend und identitätsstiftend. Der Versuch Wilhelm II., zwischen liberalem und konservativem Milieu zu vermitteln, gelang dagegen nicht: Das Einheitssymbol des *summus episcopus* blieb umstritten.

Ute Schneider (Darmstadt) beschäftigte sich im anschließenden Vortrag mit Feiern zum Sedanstag. Sie betonte, dass bei diesen Feierlichkeiten Spontaneität erwünscht gewesen wäre und sich kein spezifisches Zeremoniell entwickelt habe. Die Festivitäten wurden nicht so sehr von der staatlichen Administration, sondern eher von Veteranen- und Kriegervereinen ausgerichtet, was den Feierlichkeiten einen volksfesthaften Charakter gab. Nicht so sehr der Kaiser, sondern die Armee als nationales Element sollte gefeiert werden. Die Suche nach einer angemessenen Form der Feierlichkeiten habe bis zum Ende des Kaiserreiches angedauert. Denkmalsfeiern um Germania-Statuen als Symbol der historischen Einheit Deutschlands seien sehr verbreitet gewesen.

In der Diskussion wurde von mehreren Seiten die Konsensfähigkeit der Germania als Identifikationsfigur angezweifelt. Marie-Emmanuelle Reytier (Caluire et Cuire) wies auf die katholische Marienverehrung in Konkurrenz zu Germania hin. Schneider erwiderte, dass sich die Figur der Germania immer noch als am tragfähigsten erwiesen habe. Sie sah in den von ihr behandelten Themen kein politisches Zeremoniell im strengen Sinne.

Biefang sah als besonderes Spezifikum des Zeremoniells im 19. Jahrhundert, dass (nur noch) Teilöffentlichkeiten berücksichtigt wurden. Außerdem wies er darauf hin, dass die Verwaltungen in der Ausrichtung der Zeremonie eine erhebliche Rolle spielten und damit die Identifizierung der Bürger mit dem Staat förderten.

Es folgte der Vortrag von Alexa Geisthövel (Bielefeld) zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für Wilhelm I. und Friedrich III. Das Referat legte seinen Schwerpunkt auf die ausführliche Medienberichterstattung: Die neuen Medien, die neuen bildgebenden Verfahren prägten einen neuen Zeitgeist. Offen blieb der Referentin zufolge, welche Qualität die öffentliche Bedeutung, die den Ereignissen zugemessen wurde, tatsächlich hatte: Handelte es sich um individuelle, emotionale Anteilnahme, und inwieweit wurde sie geschürt? Handelte es sich um Unterstützung des politischen Systems oder kamen die Menschen nur aufgrund der medialen Darstellung als Großereignis zusammen? Geisthövel ging näher auf eine Besonderheit hohenzollerscher Bestattungen ein: Friedrich III. sei bekanntermaßen schwer krank auf den Thron nachgefolgt, welches im Volk zu einer Ambivalenz zwischen Voyeurismus und echter Anteilnahme geführt habe. Dadurch, dass die Presse sowohl bei Wilhelm I. als auch bei Friedrich III. die langen Krankengeschichten gründlich verfolgt habe, sei es zu keiner echten Zäsurenbildung durch die Bestattungszeremonien gekommen.

Kohlrausch wies auf die besondere Bedeutung von Bestattungszereemoniellen als Scharnieren zwischen zwei Dynasten hin („der König ist tot, es lebe der König!“). Dies konnte zu einem Zwiespalt im bürgerlichen Pietätsempfinden führen, wenn der Neuanfang als zu pompös empfunden wurde. Pyta bestätigte, dass das Zeremoniell Emotion erfordert, damit es funktioniert, stellte aber die Frage nach der Messbarkeit jener. Zudem bezweifelte er den Zeremoniellcharakter von Bestattungen, da das Kriterium der Wiederholbarkeit nicht erfüllt werde.

Die Herausbildung von Zeremoniellen bei Parlamenten und Parteien

Sektion II bemühte sich, Zeremonielle von Parlamenten und Parteien als politischen Akteuren nachzuzeichnen. Der Vortrag Josef Matzeraths (Dresden) orientierte sich an dem bekannten Gemälde Anton von Werners „Die Reichstagsöffnung am 25. Juni 1888 im Weißen Saal des Berliner Schlosses“. Der Referent analysierte das Gemälde ausführlich anhand der Bildaufteilung und der dargestellten Personengruppen. Besonders bemerkenswert scheint die Darstellung nur eines Zehntels der realiter anwesenden Parlamentarier und der hohe Anteil der Uniform tragenden Abgeordneten.

Eberhard Kolb verwies in der Diskussion darauf, dass die dargestellte Parlamentseröffnung nur formell eine Parlamentseröffnung gewesen sei, eigentlich aber den Thronantritt des Kaisers darstelle. Danach sei keine weitere Parlamentseröffnung diskutiert oder im Bild dargestellt worden. Sie sei also funktionalisiert worden.

Bösch verfolgte die Frage, inwiefern die Abbildung den Akt bestimmt. Dabei erläuterte er, dass von Werner selbst den Weißen Saal gestaltet und ihn dann zusätzlich hinterher gemalt habe. Er wies darauf hin, dass es zwischen Raumentwurf und ausgeführtem Bild einige Abweichungen gäbe und relativierte damit Böschs Bemerkung zur weitgehenden Gestaltungsfreiheit des Malers.

Walter Mühlhausen (Heidelberg) stellte in seinem Vortrag sozialdemokratische Parteitage als Anlass zu politischem Zeremoniell dar. Gerade das Rahmenprogramm mit Pantomimen, lebendigen Bildern und Ausflügen wurde anhand von Bildmaterial veranschaulicht. Auch der Umgang mit Liebknecht, Lassalle, Marx und anderen wurde beleuchtet. Mühlhausen hob besonders die ausgeprägt demokratische Struktur der Veranstaltungen hervor, die seiner Ansicht nach vor allem im öffentlichen Charakter zum Ausdruck komme. So habe es etwa einen Aufstand der Delegierten gegeben, als vorgeschlagen wurde, die Finanzen privatim zu diskutieren. Kolb hielt dagegen, auch die bürgerlichen Parteitage hätten öffentlich, allerdings wesentlich seltener stattgefunden. Epkenhans wies dazu auf den Honoratiorencharakter der bürgerlichen Parteien hin.

Mühlhausen erläuterte, dass sich die Parteitage nach dem Sozialistengesetz immer offener gaben, auch bezüglich der Außendekoration der Hallen. Zu Provokationen ließ man sich aber nicht hinreißen, dennoch war die Bespitzelung durch die Behörden permanent.

Die Sektion II wurde unter Leitung von Jürgen Mittag (Bochum) fortgeführt. Den Nachmittag eröffnete der Vortrag von Marie-Emmanuelle Reytier, die sich mit den Katholikentagen im Kaiserreich beschäftigte. Dabei waren die Zusammenkünfte stark vom Kul-

turkampf geprägt, denn die Teilnehmer kamen zu den Katholikentagen, um ihre Zugehörigkeit zum katholischen Milieu zu bestärken. Damit hatte die Veranstaltung gleichzeitig einen stark integrierenden Charakter für die Teilnehmer und einen stark abgrenzenden nach außen. Im Verlauf des Kaiserreichs war ein merklich wachsendes Selbstbewusstsein des deutschen Katholizismus zu spüren.

Klaus Tenfelde suchte in der Diskussion nach bürgerlichen Vorbildern für die Festzüge, stellte aber auch die Frage, ob nicht Wallfahrten das eigentliche Vorbild seien. Reytier erwiderte, militärische Anklänge seien nicht zu leugnen: An den Festumzügen hätten nur Männer teilgenommen, der Gehorsam habe als besondere Tugend gegolten.

Auf die Anfrage Mühlhausens hin, ob Kirchentage eher in katholischen Hochburgen oder der Diaspora stattgefunden hätten antwortete Reytier, dass die Veranstaltungsorte in der Regel Zentren des Katholizismus waren, wobei es galt, alle Regionen zufrieden zu stellen.

Andreas Biefang versuchte sich an einem Vergleich der Katholikentage mit den Parteitage der Sozialdemokraten. Dabei sah er die Parteitage von einer republikanisch-demokratischen Grundhaltung geprägt, die sich besonders in der Öffentlichkeit der Veranstaltung äußerten. Die Katholikentage zeichneten sich durch eine strikt hierarchische Ordnung aus, die einen eher ständischen Charakter hatte. Pyta stellte fest, dass seiner Ansicht nach der Begriff des Zeremoniells für die beschriebenen Veranstaltungen fehl am Platze sei. Es habe sich eher um trotzige Zurschaustellungen von Milieuzusammengehörigkeit gehandelt als um Zeremonielle.

Ursula Reuter (Düsseldorf) referierte im Anschluss über Zeremonielle anlässlich der Beisetzungen von Parlamentariern. Dazu hatte sie fünf Beispiele von Mitgliedern verschiedener politischer Parteien ausgewählt.² Dabei machte sie deutlich, dass tagespolitische Zusammenhänge für die Form der Feiern zentral waren. Bis zum Ende des Kaiserreichs hatte sich kein verbindliches Zeremoniell für Parlamentarier etabliert, wohl aber so offene Formen, dass sie für alle – nicht nur Parteifreunde – eine integrierende Funktion hatten.

Pyta sah in den Beisetzungen von Parlamentariern keine Staatsakte im engeren Sinne. Es habe sich im Kern um parteipolitische Veranstaltungen gehandelt. Der Status des Parlamentariers an sich habe nicht im Mittelpunkt gestanden. Bösch ging ebenfalls davon aus, dass es sich bei den Feiern um Milieuveranstaltungen gehandelt habe. Dennoch stellte er die Frage, inwieweit im Parlament ein Konsens über das Vorgehen geherrscht habe.

Reuter antwortete, dass es sich im Wesentlichen um Reden politischer Weggefährten gehandelt habe – das habe die Bestattungen zu politischen Veranstaltungen gemacht. Es hätten sich sehr unterschiedliche, informelle Rituale herausgebildet, deren Ziel es jeweils war, den verschiedenen Personenkreisen Identifikationsmöglichkeiten zu bieten. In der Geschäftsordnung des Reichstages habe es keine Bemerkungen über den Umgang mit Todesfällen von Parlamentariern gegeben, obwohl sie recht häufig vorkämen.

2 Eduard Lasker, Eugen Richter, Ludwig Windthorst, Paul Singer und August Bebel, verstorben zwischen 1884 und 1913.

Christian Jansen (Berlin/Bochum) sprach anschließend über Gedenkfeiern an die Revolution von 1848. Dabei betonte er, dass allgemein die Auffassung herrschte, die Revolution sei gescheitert. Wer dies als Verdienst betrachtete, schrieb diesen in erster Linie der Armee zu. Insbesondere stellte Jansen fest, dass die „Gallionsfiguren“ der Revolution im Kaiserreich bereits entweder tot waren oder aufgrund anderer Verdienste im öffentlichen Leben gewürdigt wurden. Zum 25jährigen Jubiläum der Revolution 1873 habe es besonders von sozialdemokratischer Seite Gedenkveranstaltungen gegeben. Man habe auch angefangen, das Geschehen historiographisch zu bearbeiten. Diese Bemühungen trafen aber auf wenig Resonanz.

Tenfelde wies in der anschließenden Diskussion darauf hin, dass die aktivsten und damit auch die am stärksten unter Verfolgung leidenden Teilnehmer der Revolution oftmals emigriert waren. Allein die Zahl der in die USA Ausgewanderten werde auf drei- bis viertausend geschätzt. Manche seien gar als Generäle im amerikanischen Bürgerkrieg in Erscheinung getreten. Jansen antwortete, bei den Emigranten handele es sich um einen in Deutschland nicht relevanten Sonderfall, auch auf der Ebene der Gedenkfeiern gäbe es keine nennenswerte Kontinuität. Biefang fasste zusammen, dass das Gedächtnis an die 1848er Revolution zwar viele „Linien“ verfolgt, aber kein eigenes Zeremoniell ausgebildet habe.

Für die öffentlichen Abendveranstaltung konnte der amtierende Bundestagspräsident Norbert Lammert gewonnen werden. Dieser stellte einige Überlegungen zum parlamentarischen Zeremoniell des Deutschen Bundestages an und illustrierte diese mit farbigen Beispielen aus der Praxis seines Amtes. Er betonte die bei der Gründung der Bundesrepublik intendierte Armut an Zeremonien, die dem Bundestag den pragmatischen Charakter eines „Arbeitsparlamentes“ gebe. Das Pathos der NS-Zeit hat hier seinen Schatten geworfen. Als einen entscheidenden Ausdruck der Würde des Parlamentes verstand er auch den Respekt der Abgeordneten voreinander. Verhaltensregeln und Geschäftsordnung, die die kleinen und großen Rituale tradieren, werden jeweils behutsam dem Zeitgeist angepasst. Trotz allen Pragmatismus' sei die Würde der Institution Garant für die Kontinuität und Stabilität des Systems.

Feste feiern – zeremonial?

Die dritte Sektion – geleitet von Andreas Biefang – gab einen Überblick über „andere“ Zeremonielle in der kaiserzeitlichen Gesellschaft. Zunächst befasste sich Simone Mergen (Köln) mit der Inszenierung der konstitutionellen Monarchie in den deutschen Einzelstaaten. Dabei richtete sie ihr Augenmerk besonders auf die größeren Staaten Bayern und Sachsen. Auch in ihrem Vortrag kam das Schema der Integration und Abgrenzung zu Tage, diesmal aber nicht in Bezug auf einzelne Personengruppen, sondern die Einzelstaaten an sich. Eine besondere Rolle spielte die Inszenierung des jeweiligen Monarchenpaares als „Landeseltern“. In diesem Sinne wurden auch Ehejubiläen, Geburtstage etc. zum Anlass für öffentliche Feierlichkeiten genommen. Wie bereits im Vortrag Lermans konnten hier deutliche bürgerliche Einflüsse auf die monarchische Welt festgestellt werden. Auch in der Organisation der Fei-

erlichkeiten spielte das Bürgertum eine immer dominantere Rolle. Besondere Probleme für das Protokoll der Veranstaltungen entstanden in der Konkurrenz von Personen und Symbolen, etwa wenn bei besonderen Jubiläen österreichischer und deutscher Kaiser aufeinandertrafen oder bei der Entscheidung, ob bayerische Feiern Germania oder Bavaria in den Mittelpunkt stellen sollten.

Barbara Stambolis (Siegen) untersuchte im folgenden Referat anhand von Schützenfesten die Darstellung der Weltsicht ihrer Teilnehmer und deren Verhältnis zu Staat und Monarchie. Auf Schützenfesten manifestierte sich zunächst der Wunsch nach einer „klassenlosen Bürgergesellschaft“, wie Stambolis es ausdrückte, entstanden aus der Idee eines Zusammenhalts des Volkes, bei der weder politische Orientierung noch Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht eine Rolle spielen sollte. In der Praxis wurde besonders die Sozialdemokratie immer wieder ausgegrenzt. Dies ließ sich aus der stramm monarchisch-bürgerlichen Sinnggebung der Feste ableiten, die in der Tradition der Schützenkönige deutlich sichtbar gepflegt wurde. Zentraler Bestandteil war die Selbstdarstellung in historisierenden Kostümen und Kulissen, dazu kam ein ausgeprägter „Militärfolklorismus“, der sich im Tragen von Uniformen, Orden und Waffen äußerte.

Bösch interessierte sich in der anschließenden Diskussion für die Integrationsfähigkeit der Schützenfeste. So hätten die Schützenvereine zu Schutzorten des Katholizismus werden können. Stambolis erklärte daraufhin, Schützenvereine seien eine seltene „Chance der Katholiken, am Nationalen teilzunehmen“ gewesen. Die Schützenvereine hätten stets in Konkurrenz zu Kriegervereinen gestanden, erst in den 1920er Jahren seien die Mitglieder der Kriegervereine in die Schützenvereine übergetreten.

Klaus Tenfelde sah in den Schützenvereinen städtische Angebote für viele unterschiedliche Bevölkerungsgruppen. Er führte an, die Urbanisierung habe ein neues Geselligkeitsbedürfnis hervorgebracht. Inge Marßolek (Bremen) betonte die Politisierung der Frauen durch Schützenvereine. Obwohl sie im Großen und Ganzen lediglich eine dekorative Funktion gehabt hätten, sei ihnen zu Festanlässen immerhin eine größere öffentliche Rolle zugestanden worden.

Andreas von Seggern (Friedrichsruh) sprach im folgenden Referat über die Bedeutung der Bismarckfeiern im Kaiserreich. Der Umfang des Kultes um den als Reichsgründer Gefeierten war regional sehr unterschiedlich und hing stark vom Engagement des Bürgertums ab. Von staatlich-administrativer Seite wurden die Bismarckfeiern kaum unterstützt. Außerdem fand der formellere Festteil, gekrönt durch eine zunehmend predigtähnlichere Rede, beinahe immer einen Abschluss in einer leichten Abendunterhaltung. Die Bismarckfeiern waren für das protestantische Bürgertum fester Bestandteil des Bekenntnisses zum Kaiserreich. In diesem Sinne waren sie immer auch eine Kampfansage an vermeintliche „Reichsfeinde“.

Matzerath fragte im Anschluss an den Vortrag nach der Stellung des Adels zu Bismarck, woraufhin von Seggern erläuterte, die integrative Funktion der Bismarckfeiern habe nur beim Bürgertum funktioniert. Der Adel hätte sich nur bei Bestehen von persönlichen Freundschaften angesprochen gefühlt, ansonsten habe er wegen Bismarcks „Volksnähe“ despektierlich auf ihn hinabgeschaut. Schneider fügte hinzu, dass auch die Katholiken Bismarck als „Vater des Kulturkampfes“ natürlich kaum feiern konnten, was – wie von Seg-

gern ergänzte – auch die regional sehr unterschiedliche Dichte von Bismarckdenkmälern erklärt.

Als nächste referierte Inge Marßolek über die Maifeiern im Kaiserreich am Beispiel Bremens. Sie berichtete, wie die Arbeiterkulturvereine sich zu diesem Anlass präsentieren und Selbstbewusstsein und Kampfbereitschaft demonstrieren konnten. In Bremen fand Jahr für Jahr ein morgendlicher Spaziergang in den Bürgerpark statt. Um Provokationen zu vermeiden, ging man auf dem Bürgersteig, trug keine Fahnen oder Transparente, sondern nur rote Schleifen an der Kleidung. Auch Arbeiterlieder wurden erst im Park gesungen. Nachmittags wurden Familienfeste gefeiert, die die ganze Bewegung als Familie versinnbildlichen sollten. Die Legalität eines regelrechten Umzugs hätte die Gestaltung erheblich verändert. Die Referentin spitzte zu, dass „das Pompöse“ gefehlt hätte, „das Pathos“ dagegen nicht. Die international ähnliche Visualisierung des Maifeiertages habe – durch die entsprechende Berichterstattung der Presse – zur bedrohlichen Darstellung der Maifeiertage in der Öffentlichkeit beigetragen. Dabei stellte Marßolek anhand von Plakaten und Broschüren über Gedichte und Lieder eine breite Palette künstlerischer Erzeugnisse rund um die Maifeiern vor. Die Referentin sah eine besondere Bedeutung des Maifeiertages in der Eroberung der Öffentlichkeit. Hier sieht sie auch einen Fortschritt in der Vergemeinschaftung der Sozialdemokraten.

Zum Schluss der Tagung nahmen Wolfgang Pyta und Christoph Cornelißen (Kiel) einen Ausblick auf das Zeremoniell in der Zeit nach 1918 und in europäischer Perspektive vor. In der anschließenden Diskussion konstatierte Simone Mergen, dass 1918 einen Bruch im Vergesellschaftungsprozess stattgefunden habe, da eine gemeinsame personelle Identifizierung, wie sie zuvor in der Person des Kaisers vorhanden gewesen sei, ein Vakuum hinterließ. Schneider sieht einen deutschen Sonderweg im politischen Zeremoniell in der Einheitsuche trotz sehr vieler innenpolitischer Differenzen. Dies konnte durch Cornelißen ergänzt werden, der Deutschland stark durch einen militaristischen Einigungsweg geprägt sah, der durch das internationale Publikum aber erheblich weniger militaristisch wahrgenommen wurde.

Im Laufe der gesamten Tagung kam immer wieder die Frage auf, inwieweit das Konzept des Zeremoniells erkenntnisfördernd sein kann. Diese Skepsis prägte auch die letzten Wortmeldungen. Josef Matzerath bezweifelte die Bestimmbarkeit der Wirkung des Zeremoniells. Er illustrierte seinen Argwohn, indem er anfragte, ob eine Jahrhundertfeier mehr Wirkung habe als der regelmäßige alltägliche kleine Akt. Auch Pyta blieb dem Deutungsansatz des Zeremoniells gegenüber eher kritisch. Er vertrat die Ansicht, die Inhalte des Kaiserreichs bahnten sich durch das Zeremoniell ihren Weg, das Performative an sich schaffe aber keinen Sinn. Ähnlich wie Matzerath stellte er das Problem der Messbarkeit solcher Prozesse heraus. Diese leider etwas kurze Abschlussdiskussion machte den Bedarf an systematischer, gerade methodischer Forschung auf dem behandelten Gebiet deutlich.

Angesichts der durchgängig reichen Bebilderung der Vorträge, die in diesem Bericht nur angedeutet werden konnte, bleibt mit Spannung auf den Tagungsband zu warten.